

die m. E. maßgeblich interessierende Frage behandelt wird, was ein Mysterienkult für den antiken Menschen bedeutet hat. Wenig Platz bleibt auch für den Vergleich mit den offiziellen Kulturen: nicht eine bestimmte Art zu leben oder moralische Qualifikation führte offenbar zur Gegenleistung der Gottheit, sondern die regelrechte Ausübung kultischer Praktiken. Bei einigen Mysterienkulturen führt sie – wie man erfährt – sogar zu einem glücklichen Leben vor und nach dem Tode (vorausgesetzt selbstredend das richtige Hantieren mit den Gegenständen).

Viele interessante Fragen müssen – wie auch der Autor einschränkt – unberührt bleiben. Ungeachtet dessen liegt uns ein lesenswertes Buch vor, das eine komplizierte Materie anspruchsvoll und faktenreich näherbringt, wenngleich die zugrunde liegende Gedankenwelt fern, fremd und mysteriös bleiben muss.

PEGGY WITTICH, Cottbus

1. Lieberg, Godo: *Caesars Politik in Gallien. Interpretationen zum Bellum Gallicum*. Bochum: Brockmeyer 1998. 186 S., 34,80 DM (ISBN 3-8196-0564-9).

2. Walser, Gerold: *Studien zum Beginn der Caesarischen Eroberung von Gallien*. Stuttgart: Steiner 1998. 192 S., 76,00 DM (Historia. Einzelschriften. 118; ISBN 3-515-07248-9).

Hier liegen zwei Bücher vor, deren Ziele gegensätzlicher nicht sein könnten: Lieberg vertritt die Auffassung, Caesar sei keineswegs ein machthungriger und ruhmsüchtiger Eroberer gewesen, der seine eigentliche Absicht, nämlich ganz Gallien zu erobern, von Anfang an gefasst habe und sie nur hinter geschickten Propagandaformulierungen verstecke. Vielmehr sei der Gallische Krieg „von Konflikten genährt <worden> ..., die Caesar von Fall zu Fall zu lösen hatte. Dabei handelte er nach den traditionellen Grundsätzen römischer Außenpolitik, die im Falle Caesars ... nicht von Angriffsabsichten bestimmt war. Caesar hat allerdings diese Konflikte so energisch und radikal gelöst, wie das kein römischer Statthalter vor ihm getan hat.“ (S. 146)

Ganz anders Walser: er bekennt, sich bereits in der Schule gefragt zu haben, was denn eigentlich die Rolle von Ariovist gewesen sei, aber kei-

ne Antwort erhalten zu haben. Seinen Beschluss, den er schon als Student gefasst habe, nämlich einen historischen Kommentar zu Caesar schreiben, habe er nunmehr erst im neunten Lebensjahrzehnt wenigstens für einige Kapitel verwirklichen können: um zu zeigen, wie Caesar in seiner Darstellung die Tatsachen manipuliert habe, um den wahren historischen Hintergrund zu verbergen.

Beide Autoren beanspruchen nicht, Neues vorzutragen, Lieberg nur, „durch eine sorgfältige Interpretation aller relevanten Kapitel“ die These „auf eine neue, solide Grundlage“ zu stellen (S. 7). Walser gar sah seine Aufgabe in der Hauptsache „im Sammeln und Registrieren der kritischen Stimmen“ (S. 10).

1. Lieberg analysiert, um ein Beispiel zu nennen, die Kapitel 1,44-47 auch stilistisch. Auf der formalen Ebene gelingen ihm dabei präzise begründete Beobachtungen. Wenn er aber z. B. folgert (S. 119): „Die sprachliche Form dient ... Caesar nicht zur Verschönerung oder Verschleierung der Sachverhalte, sondern zu ihrem sachgemäßen Ausdruck“, kann dies aus einer rein formalstilistischen Analyse natürlich nicht hervorgehen. Und wenn Caesar gegenüber Ariovist – es geht hier um BG 1,45 – betont, er wolle in der Tradition der Senatsentscheidungen ein freies Gallien und nicht ein von Ariovist unterworfenen, muss man mindestens fragen, wieso Caesar die Definitionsgewalt darüber beansprucht, was denn Freiheit sei. An anderer Stelle sagt denn Lieberg auch unmissverständlich (S. 160): „Freiheit ... konnte Caesar den Galliern nicht gewähren“; denn er „muß das Interesse des römischen Staates über die Freiheit der Gallier stellen“. Nun belegt dies nicht mehr, als dass Caesar den propagandistischen Standpunkt des Senats vertritt, und nicht, dass sein Bericht über seine Taten ebenfalls Propaganda ist. Aber verschleiern durch Sprache kann Caesar schon.

Dass wiederum Caesar den Helvetiern nach seinem Sieg im Prinzip die Freiheit gelassen habe, ist schon richtig; denn eine *deditio* nach 1,27 bedeutet dies. Aber ihr Staatswesen war dadurch aufgehoben (KIPauly 1,1421), und so ist die Folgerung Liebergs kühn: „Caesar ... hat den Krieg mit den Helvetiern nicht gewollt, ... um sie an-

schließlich zu unterwerfen und das römische Reich zu erweitern.“ (S. 50). Ein *foedus* Roms mit den Helvetiern ist für 56 v. Chr. bezeugt. Aber davon, dass es jetzt und hier geschlossen worden sei, davon schreibt Caesar nichts; alles andere ist, wie Lieberg selbst schreibt, Vermutung.

Einer solchen Vorgehensweise Caesars entspricht es am ehesten, wenn man annimmt, Caesar habe seine Berichte nach und nach aus Gallien nach Rom geschickt. Eben diesen Standpunkt nimmt Lieberg auch ein, wenn er das Prooemion analysiert. Es schildere die Belger in einer Lage, die, nachdem sie am Ende von Buch 2 besiegt worden sind, nicht mehr im Präsens beschrieben werden kann: als Unterworfenen können sie nicht mehr tapferstes Volk genannt werden; der Handel werde nunmehr auch angewachsen sein. Den Widerspruch schließlich, dass nach 1,1,4 die Helvetier fast täglich mit den Germanen kämpfen, nach 1,2,4 aber wegen der natürlichen Grenzbarrieren Schwierigkeiten hätten, Angriffskriege mit ihren Nachbarn, also auch den Germanen zu führen, versucht Lieberg mit einer Vermutung zu stützen, die seine These weiter untermauern könnte: vielleicht erkläre sich das daraus, „daß Caesar das Prooem schon vor den Operationen [also dem Helvetierkrieg] geschrieben hatte und erst nach dem Abschluß, also etliche Monate später, das 1. Buch verfaßt hat“. Abgesehen davon, dass dies das Problem nicht löst, stellt es meine Vorstellungsgabe auf eine harte Probe – auch unter der Voraussetzung, dass die ersten Sätze des BG ursprünglich aus Caesars Briefen an den Senat (Suet. Iul. 56,6) stammen (S. 16 f.), bei denen freilich Sueton weder schreibt noch nahelegt, dass sie überhaupt dies Thema hatten.

Endlich geht Lieberg auf so manches nicht ein, was seiner These von der Wahrheitstreue Caesars widerspricht: die Motive, die Caesar den Helvetiern für ihre Auswanderung unterschiebt, die Eroberung ganz Galliens und die dubiose Rolle, die Orgetorix hierbei spielt, die abstruse Größe des Auswanderungszuges, wenn man sich auf 1,29 verlässt – die entsprechenden Kapitel bespricht er erst gar nicht.

Damit soll das Buch nicht auf den Müll der Wissenschaft geworfen werden: es enthält vielerlei nützliche und gute Beobachtungen. Aber

ich habe nicht den Eindruck, dass es Lieberg gelungen ist, seine Grundthese zweifelsfrei und systematisch zu belegen.

2. Walsers Kernthese, nicht von ihm, sondern, ohne dass dieser von Söldnern gesprochen hätte, von Delbrück erstmals formuliert (Geschichte der Kriegskunst T.1. Berlin 1900. S. 433 f.), ist, dass der Helvetierzug in Wahrheit „ein ostkeltischer Söldnerzug zur Unterstützung der Unterlegenen des Ariovist war“ (S. 87). Alles, was dem widerspreche, sei Teil einer Legende, die Caesar in seinem Bericht systematisch aufgebaut habe, um sein Eingreifen gegenüber seinen Adressaten in Rom zu rechtfertigen, bestehend im Wesentlichen aus Auslassungen, aber auch Umgestaltungen. Ein wesentliches negatives Argument hierfür ist, dass es nur eine einzige, ganz unsichere Spur dafür gibt, dass im Jahre 58 v. Chr. im Gebiet der Helvetier Siedlungen verbrannt wurden – eine Basler Siedlung wurde sogar nachweislich zu dieser Zeit nicht aufgegeben. Auch hat sich Walser gefragt, ob es denn wirklich der alte Divico gewesen sein konnte, der bereits bei (oder sogar seit) der Niederlage des Konsuls Cassius gegen die Helvetier 107 v. Chr. deren Heerführer war, musste er doch inzwischen mindestens 75 Jahre auf dem Buckel haben (S. 59), woraus Walser, zusammen mit einigen anderen Argumenten, eine literarische Fiktion der gesamten helvetischen Gesandtschaft erschließt. Dass Caesar ferner Ariovists Sieg bei Magetobriga von 62 erst 1,31 erwähnt, mag dazu dienen zu verschleiern, unter welchem Druck die Gallier bereits zu Beginn des Zuges gegen die Helvetier standen.

Es ist einsichtig, dass die Hypothese vom ostkeltischen Söldnerzug auch nur eine solche ist, nicht bewiesen werden kann und mir, ich gestehe, auch etwas kühn erscheint. Dessen ungeachtet: Dies Buch ist in der Reihe Historia-Einzelschriften ein wenig vor dem Lehrer versteckt. Bereits das Inhaltsverzeichnis zeigt, dass es in erheblichen Teilen für die Hand des Lehrers geeignet und wohl auch gedacht ist, jedenfalls nicht oder mindestens nicht in erster Linie als eigenständiger Forschungsbeitrag: eine (sehr kurze und eher persönliche) Einführung „Caesar als Schulschriftsteller“, der lateinische Text von BG 1,1-

29 nach Harald Fuchs mit der etwas bearbeiteten Übersetzung von Marieluise Deißmann und ein „historischer Kommentar“ hierzu. Es folgt ein Kapitel mit der Überschrift „Beurteilung von Caesars Buch des Jahres 51 v.Chr.“, das nach Walsers Auffassung das Publikationsdatum von BG ist, ein weiteres „Der Helvetier-Auszug auf dem Hintergrund der keltischen Geschichte“ und ein Anhang, der mehr als die Hälfte des Buches einnimmt: „Stimmen zur Caesar-Kritik, das Jahr 58 betreffend“, in dem von Mommsen über Delbrück bis zu Peter Rauchs Buch von 1931 (2. Aufl.) über die Glaubwürdigkeit Caesars ausschließlich alte Literatur zur Sprache kommt.

HANSJÖRG WÖLKE

von Essen, Gesa: Hermannsschlachten. Germanen- und Römerbilder in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Göttingen: Wallstein 1998. 288 S., 48,00 DM. (Internationalität nationaler Kulturen. Ser. B, Bd 2; ISBN 3-89244-312-2).

Die Geschichte von Hermann dem Cherusker, der durch Einigung der germanischen Stämme die römischen Legionen im Teutoburger Wald habe schlagen können und so zum „Befreier Germaniens“ geworden sei, spielte lange eine bedeutende Rolle in der politischen Kultur Deutschlands. Noch 1933 ließ sich Adolf Hitler in leicht durchschaubarer Wahlkampfabsicht vor dem Detmolder Hermannsdenkmal abbilden. Diese sinn- und identitätsstiftende Erzählung scheint zuletzt mit dem von Reiner Wiegels und Winfried Woesler 1995 herausgegebenen Sammelband über Geschichte, Mythos und Literatur der Varusschlacht und Andreas Dörners Buch ‚Politischer Mythos und symbolische Politik‘ von 1996 sehr gut erforscht. Warum also noch eine Veröffentlichung über den Hermannmythos? So mag man sich fragen, wenn man Gesa von Essens Buch zur Hand nimmt, das auf ihrer 1997 in Göttingen fertiggestellten germanistischen Dissertation beruht.

Zu Unrecht, denn die Autorin wählt einen anderen als den üblichen Blickwinkel: Motivgeschichtlich untersucht sie die Konstruktion von Bildern des Eigenen und des Fremden an Hand der Darstellung von Römern und Germanen in Tacitus’ Germania sowie den Hermannsschlacht-

dramen J. E. Schlegels (1743), Klopstocks (1767), Kleists (1808) und Grabbes (1835). Essen zeigt nicht nur die seit Tacitus stetig wiederholten Topoi vom biederem, heldischen, doch gleichzeitig schlichten und zu Zorn und Trunksucht neigenden Germanen auf. Es geht ihr vielmehr in erster Linie um die kontrastive Darstellung des Fremden: In Übernahme ethnologischer Fragestellungen untersucht sie, ob und mit welchen Mitteln Alterität oder Alienität konstruiert werden, d. h. ob das Fremde als ein dem Eigenen gleichberechtigt gegenüberstehendes Anderes oder als etwas Illegitimes, sozusagen Wesensfremdes und daher Feindliches – eben Alienes – dargestellt wird.

In der je unterschiedlichen Darstellung dieses Fremden im Römischen, in dem sie das von den Autoren eigentlich gemeinte Französische zu erkennen glaubt, und des Eigenen, d. h. Zeitgenössisch-Deutschen, mit dem sie das Germanische kurzerhand identifiziert, kommt Essen durchaus zu interessanten Ergebnissen: So weist sie etwa nach, dass sich J. E. Schlegel bei der Charakterisierung des Eigenen, nämlich der Hermannsgestalt, ans Fremde – nämlich die aus dem französischen Barockklassizismus übernommene Stereotype der Heldendarstellung – anlehnt, eben um die Gleichwertigkeit der deutschen mit der Literatur des Nachbarlandes nachzuweisen. Auch die Interpretation von Grabbes Drama vor dem Hintergrund der politischen Erstarrung im Biedermeier scheint schlüssig, wenn der Hauptgegensatz hier gar nicht mehr zwischen Römern und Germanen verläuft, sondern zwischen Hermann mit seinem – interessanterweise von der Kolonialmacht Rom übernommenen – Einigungs- und Befreiungskonzept und der politischen Unreife der übrigen Germanen.

Es verwundert indes, dass die Autorin hierzu regelmäßig neuere soziologische und linguistische Forschungsliteratur zu Kolonialismus und Dekolonisierung heranzieht – ob diese nun durch die über hundert bis zweihundert Jahre älteren Dichter untermauert werden soll oder umgekehrt, bleibt offen. Auch gehen ihr mitunter die Ebenen durcheinander: Zeigt sie bei den Werken Schlegels, Klopstocks und Grabbes auf, wie die Autoren das Eigene und das Fremde kontrastiv künstlich konstruieren, erfolgt diese Konstruktion bei